

prägt sein Verhalten. Dankbarkeit wird antwortende Liebe. Sie erwidert die Liebe Gottes, die ihr zuvorgekommen ist; sie „segnet“ Gott. Im Hebräischen und im Lateinischen entstammen „preisen“ und „segnen“ einer gemeinsamen Wurzel: „*benedictus Deus, qui benedicit nos.*“

Wenn die Sinnspitze der Dankbarkeit dermaßen zentral das Glaubensgeheimnis trifft, dann kann es nicht verwundern, daß die Eucharistie die Mitte des erlösten Lebens ausmacht¹⁸. Und es wundert auch nicht, daß die Danksagung der Grundton der Ewigkeit, der himmlischen Vollendung ist (vgl. Offb 4,9; 7,12). Sören Kierkegaard nennt die Ewigkeit die Lage, „die ich nötig habe, um nichts anderes bestellen zu müssen als danken“¹⁹.

¹⁸ Vgl. H. Spaemann. „*Dankt dem Gott und Vater...*“ (s. Anm. 15) 19: „Weil Dank die nach Wesen und Rang erste Lebensäußerung des Geschöpfes ist, welches begriffen hat, daß es aus der Liebe lebt, weil Dank einfach Wiederlieben ist, Wirkung des göttlichen Liebesgeistes in den Erlösten, Äußerung der Erlösung und Befestigung in ihr zugleich, darum hat Jesus das Gedächtnis der geschehenen Erlösung, die Eucharistie – die Danksagung –, zur Mitte unseres erlösten Lebens gemacht.“

¹⁹ S. Kierkegaard, *Gesammelte Werke*, 33. Abteilung: *Die Schriften über sich selbst*. Düsseldorf 1951, 68.

Machtwille und Huld der Schwäche

Philosophische Meditationen zu 2 Kor 12,9

Jörg Splett, Offenbach

Für Dr. Ernst Bechthold

Erwägen wir im philosophischen Kontext, was der Apostel Paulus an die Korinther schreibt: „Meine Gnade genügt dir; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit.“ (2 Kor 12,9)

Wille zur Macht

Leben ist Lebenskampf, jeder Geburtstag eine Siegesfeier (wären es schlimmstenfalls auch einzig Niederlagen, die man bestand). So sieht es etwa – einer für viele – der sanfte Nietzscheaner R. M. Rilke¹. Leben sei machtvoller Wille zur Macht.

¹ Der Held setzt sich bereits in seiner Mutter durch: „Tausende brauten im Schoß und wollten *er* sein, / aber sieh: er ergriff und ließ aus –, wählte und konnte.“ (*Sechste Elegie*,

Doch wie tief dringt der Blick aus dieser Perspektive? Schon wenn man innerhalb ihrer verbleibt, stellt sich die Frage, ob der Kampf selbst es sei, welcher den Sieg (bzw. wenigstens das Überstehen) „erringe“, oder ob ihm dies nicht – bei allem Ringen – *geschenkt* werden müsse. Bekanntlich forderte Napoleon von seinen Generälen „fortune“. In der Tat. Darum mag es sein, daß der tragische Held jetzt mit dem Verzicht auf den Sieg reagiert, um sich den Untergang zu wählen. Gelte nicht ohnehin, daß zu siegen verdummt, weil es bloß bestätigt, also die Selbstkritik verstummen macht? Kann man den Sieg sich nicht nehmen, weil den nur die Götter verleihen, dann soll man eben seine Ehre in den Kampf setzen, den man selbst aufzunehmen vermag.

Aber vermag man das wirklich? Zu seiner Selbstbestätigung bedarf der Kämpfer immerhin eines Gegners, angemessener Feinde. Damit zeigt sich nochmals, sei's auch in Feind-Phantasien, seine Abhängigkeit. So bleibt dem Selbstmacht-Willen am Ende nur eins: sich – im treffenden Doppelsinne des Worts – das Leben zu nehmen. Das einzige, was man sich selbst geben kann, ist der Tod.

Und auch das nur, wenn man erst lebt: Zuvor muß „es“ mich geben. – Das Programm reiner Macht führt sich ad absurdum.

Macht der Ohnmacht?

In der Tat ist Macht stets Macht zu... oder Macht über... und daher nicht ohne Ohnmacht denkbar. Das gilt zunächst in dem schlichten Sinn, daß der ihr Unterworfenen ihr gegenüber ohnmächtig ist (sogar im Fall der Selbstbeherrschung: wenn ich mich beherrsche, werde ich zugleich von mir beherrscht!). Aber nicht das ist jetzt gemeint. Sondern Macht selbst hat stets auch eine Grenze: dem Beherrschten gegenüber, an und in ihm. Eine Macht über nichts gibt es nicht, ebensowenig eine Macht über alles; denn sobald überhaupt etwas/jemand da ist, ist nicht mehr nichts, zugleich jedoch auch nicht mehr alles möglich.

Die Dialektik von Herr und Knecht wurde lange vor Hegel in der antiken Komödie dargestellt. Je größer die Macht, desto selbständiger das Beherrschte, oder aus der Gegenrichtung: je machtvoller das Be-

WW I, 707) Und mag es im Requiem für den Grafen v. Kalkreuth auch heißen: „Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles“ (ebd. 664 – von Benn als Grundwort einer ganzen Generation gerühmt), dann ist doch auch dies als „Leistung“ zu lesen, zusammennzunehmen mit jenem Wort zum Jakobskampf aus dem Buch der Bilder: „Sein Wachstum ist, der Tiefbesiegte von immer Größerem zu sein.“ (ebd. 460) Dahinter steht das abendländische Programm der Adelsethik (*Ilias VI*, 208): „Aien aristeteuin kai hypeirochon emmenai allon – stets der erste zu sein und überlegen den andern.“

herrschte, desto mächtiger dessen Herr. Folgt daraus aber nicht, daß der Knecht, der den Herrn „in der Hand hat“, der größere Herr ist?

Also will Machtwille dienen. F. Bacon gibt der Neuzeit ihr Programm mit der Parole: „natura parendo vincitur.“² Mochte anfänglich ein Herr sich durch die Dummheit des Siegers auszeichnen – hat er doch Leute genug, um von ihnen denken zu lassen –, so heißt jetzt *Wissen Macht*. Wissen aber ist nicht willkürlich und eigenwillig (oder eigensinnig), sondern richtet sich nach dem, was ist; es denkt nicht „alles Mögliche“, sondern erkennt, was notwendig ist. Freiheit ist Erkenntnis der Notwendigkeit³. Was heißt dann aber noch Herrschaft?

Es scheint, als täte hier die Gegenwart mit der „evolutionistischen Erkenntnistheorie“ den letzten Schritt, indem sie das „Erkennen“ selbst als Entwicklungs- und Anpassungsprodukt, als Funktion von Notwendigkeiten entwirft⁴. Der „Sieg durch Gehorsam“ stellt sich als bloße „Lebensdienlichkeit“ heraus, unsere List im Umgang mit der Natur wäre dann eigentlich deren List, wir der Umweg der Natur zu sich selbst? Damit ist aber auch das Programm „gemischter“ Macht, einer Macht sozusagen durch Ohnmacht, gescheitert.

Machtbalance?

Grund des Scheiterns ist in beiden Fällen die dem Machtwillen eigene Tendenz zur Steigerung der Macht, ob er nun direkt oder indirekt vorgeht: herrscherlich oder unterwürfig. Man könnte dem entgegenhalten, solche Konsequenzmacherei sei typisch lebensfremd philosophisch. Gelebt werde (auch vom Philosophen) dank glücklicher Inkonsequenzen: also im Macht-Arrangement.

In der Tat, von solchen Arrangements lebt nicht bloß die Bühne, komisch wie tragisch, sondern auch die Welt, die jene Bretter bedeuten, von Ehe und Familie über Gesellschaft und Staat bis zum privaten wie institutionellen Gottesverhältnis. – Oder lebt die Welt doch nicht von, sondern *in* solchen Abmachungen? Leben wir sogar umgekehrt nicht dank, sondern nur trotz dieser Inkonsequenzen?

Den Anstoß zu dieser Vermutung gibt die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen, nach dem Prinzip jener Arrangements. Sie bestehen,

² *Novum Organum* I, 3. In: *Werke* [1857 ff] I, 157; vgl. VII, 241 (de haeresibus): „et ipsa scientia potestas est.“

³ So G. W. F. Hegels, *Dialektik des Absoluten* in *WW*[Glockner] 16, 25 f, in marxistischer Interpretation.

⁴ Der Zufall ist ja, wenn nicht auf Freiheit, dann auf Notwendigkeiten zurückzuführen, mögen wir auch sie nicht durchschauen können (Wahrscheinlichkeitsrechnung!).

also sind sie möglich; aber woher und wodurch? Woher hält der Mensch darin seine Balance?

„Rabbi Chajim von Krosno, ein Schüler des Baalschem, sah einst mit seinen Schülern einem Seiltänzer zu. Er war so tief in den Anblick versunken, daß sie ihn fragten, was es sei, das seine Augen an die törichte Schaustellung banne. ‚Dieser Mann‘, antwortete er, ‚setzt sein Leben aufs Spiel, ich könnte nicht sagen, weswegen. Gewiß aber kann er, während er auf dem Seil geht, nicht daran denken, daß er mit seiner Handlung hundert Gulden verdient; denn sowie er dies dächte, würde er abstürzen‘.“⁵

Entsprechend hier: aus Todesangst, aus purem Lebenswillen gelingt es niemandem, die Machtbalance zu halten. Schon darum nicht, weil eben dieser Drang hinter der selbstzerstörerischen Steigerung wirkt, deren Dialektik wir erwogen haben. Die Maschine der Macht steht unter dem Gesetz des ständigen „Mehr“.

„Wann habe, gelte, bin ich genug?“, so tönt gleichsam der Takt des Motors im Selbstherstellungsbetrieb, und was ihn antreibt, mag zunächst (um im Bilde zu bleiben) das Gasgemisch des Hochmuts sein, wie die theologische Tradition es weithin sieht; aber dies seinerseits stammt aus brennender flüssiger Angst⁶.

Jedes nachträgliche Bremsmanöver kommt hier zu spät und scheidert an der Logik dieser Selbstbeschleunigung. Die „Langsamkeit“ (Sten Nadolny) läßt sich allein aus programmatischer und radikaler Umkehr „entdecken“. – Dem langsamen Blick aber zeigt sich nun jedwedes Ding nicht mehr als Hindernis, sondern als Wunder⁷. Denn ein solcher Blick fixiert nicht aggressiv, sondern tut sich vertrauensvoll auf. Er ist nicht von Angst und Stolz besessen, sondern lebt aus Vertrauen.

Spiel

Und nur aus Vertrauen leben wir überhaupt, von Kindesbeinen, nein: schon von Geburt an (falls man nicht gar über sie zurückzugehen hätte). Sind aber Trauen und Sich-Verlassen-auf Prinzipien des Lebens, dann läßt sich gelebtes Miteinander nicht mehr als Resultat glücklicher Inkonsequenz verstehen, umgekehrt vielmehr muß es sich bei den Arrangements um Inkonsequenzen handeln. Doch nicht um glückliche Inkon-

⁵ M. Buber, *Werke III*, 292.

⁶ Zur Begründung sei der Hinweis erlaubt auf: J. Splett, *Lernziel Menschlichkeit*. Frankfurt²1981, Kap. 1; ders., *Gotteserfahrung im Denken*. Freiburg/München³1985, 78–80.

⁷ Vgl. F. Pessoa, *Das Buch der Unruhe*. Frankfurt 1987, 246: „Jedes Ding ist, je nachdem, wie man es betrachtet, ein Wunder oder ein Hindernis.“

sequenzen. Statt daß sie Zeichen von Lebenskraft wären, die sich ihren Bestand einem feindlichen Chaos abgetrotzt hätte, verraten sie Schwäche, Mangel an jenem Wagemut, ohne den keine Balance und kein Spiel gelingt. (Glücklich wären allenfalls die Inkonsequenzen dieser Inkonsequenz: daß nämlich niemand bloß mißtraut, aus dem Sich-Durchhalten und -Setzen des ursprünglichen Vertrauens.)

Läßt sich das – Erwachsenen – plausibel machen? – Bleiben wir gleich beim Spiel. Der Wagemut gehört zu ihm, weil spielen nur kann, wer sich darauf einläßt, daß, womit er spielt, auch seinerseits mit ihm sein Spiel treibt⁸. Auf das *Mit* kommt es dabei an: Spielen ist Spielen mit, im Hin-und-Her. Darum bleibt nicht bloß die starre Unbeweglichkeit „aus dem Spiel“, sondern gleichermaßen ein pures Sich-Mitspielenlassen (übrigens nicht minder unbeweglich).

Damit kehrt sich das Baconsche Verhältnis von Gehorsam und Beherrschung um: Den Spielregeln folgt man nicht, um sie zu beherrschen, man beherrscht sie, um sie zu befolgen. So wie „eine Sprache beherrschen“ heißt, daß man dem entspricht, was sie fordert. Das aber gilt nun von allen Lebensvollzügen.

Oder sähe, hörte, röche und schmeckte man eigentlich, um sich gegen die derart „ausgekundschaftete“ Umwelt durchzusetzen? Geht es nicht vielmehr darum, sie „wahrzunehmen“? Worin übrigens nicht „Wahr(heit)“ steckt, wie oft vermutet, sondern „wahren“, warten = hüten. Also wiederum, doch nunmehr aufrichtig, statt hinterlistig: Dienst. (Während der Durchsetzungswille – wie zuvor bedacht – schließlich zur Aufhebung der Umwelt und so zur Lebens-Unmöglichkeit führen müßte: „Wer alles durchschaut, sieht nichts mehr.“⁹)

Wir sehen, hören usf. nicht, um zu leben; wir leben vielmehr, um zu sehen, zu hören ... Erst recht lieben wir nicht, um zu leben, sondern umkehrt. – Leben sagt Beziehung, Verhältnislosigkeit wäre der Tod. Beziehung indes sagt Entsprechung, entsprechen heißt antworten; Antwort aber setzt Hören voraus, ja, sie ist genau genommen wortgewordenes Gehör: auf Anspruch und Ansprache, die mir zukommt. Was sollte auch einer sagen, dem seinerseits nichts etwas sagt¹⁰?

Gerade gesteigertstes Leben ist Leben-mit. So aber ist es nie stärker als dann, wenn man „schwach wird“¹¹.

⁸ Vgl. F. J. J. Buytendijk, siehe: J. Splett, *Zur Antwort berufen*. Frankfurt 1984, 88f.

⁹ C. S. Lewis, *Die Abschaffung des Menschen*. Einsiedeln 1979, 82.

¹⁰ „Als ihm nichts mehr einfiel, wurde er kreativ.“

¹¹ Sogar jenes alte Wort „schwächen“ gehört hierher, das gemäß der Urbedeutung zunächst „geringmachen“, also „entehren“, bedeutete, aber auch „schwängern“: Fruchtmachen (bar = tragen).

In diesem Sinn bestimmt Maurice Blondel das Leiden als „das Tun des anderen in uns“¹². Es gibt kein Leben ohne „diesen teuren Schmerz“, ohne solches Tun und Dasein. Und dies nicht bloß faktisch, sondern grundsätzlich: Vielleicht läßt es sich anders träumen, aber ernstlich denken nicht.

Und Gott?

Anthropologisch scheint das Bisherige unbestreitbar. Doch hätte es nur für den Menschen Geltung, dann wäre es nur begrenzt, nur vorläufig wahr, und damit zuletzt auch nicht einmal mehr für den Menschen, der ja sich selbst „unendlich übersteigt“. Wie jedoch sollte das Gesagte allgemein, vor allem theo-logisch gelten können? – All-Macht wurde als Un-Möglichkeit, Bezugslosigkeit als Tod, Schöpfertum als Entsprechen behauptet. Was wird nun aus solchen Sätzen im Blick auf Gott?

Die Antwort verlangt einen Dreischritt.

Zunächst sind uns Sätze über Gott nur möglich, weil es, nein: weil *Er* uns gibt. Also allein aus einem Gottesverhältnis, das selbstverständlich nicht erstlich unseres zu Ihm ist, sondern seines zu uns. Und fragen wir nach dem Prinzip dieses Bezugs, also seinem Warum und Wozu, dann zeigt sich: Es kann nicht Gott selbst und irgendein Gewinn für ihn sein; denn ihm mangelt nichts, und niemand hätte ihm etwas zu geben. Will sagen: Gott schafft uns nicht seinetwegen, denn wenn er die Schöpfung nötig hätte, wäre er mit uns in die benannte Herr-Knecht-Dialektik verstrickt; er wäre nicht Gott¹³. – Wie aber dann? Es bleibt nur eine Auskunft: Ist Gott die Welt nicht dienlich, dann Er ihr, metaphysisch gesprochen: als *causa*, biblisch: als Licht und Leben¹⁴.

Das aber wird, zweitens, nur dann nicht doch zur bloß gegenläufigen Herr-Knecht-Verstrickung, wenn sicher steht („Ihr nennt mich Meister und Herr – und ich bin es“, Joh 13, 13), daß Gott nicht allein keine Diener, sondern auch dieses sein eigenes Dienen nicht braucht. Darum verlangt rechtes Reden vom Gott-für- (und mit-)uns das Bekenntnis, er sei nicht bloß „unser Gott“, sondern „in-über“ (E. Przywara) diesem Verhältnis Gott-an-und-für-sich, ab-solut – ohne dadurch zu jenem toten Ding zu werden, das nach wie vor so mancher Glaubende sich unter dem „Gott der Philosophen“ vorstellt (und leider nicht für alle Philosophen – und Fundamentaltheologen – zu Unrecht).

¹² *L'Action* (1893). Paris 1950, 383 (*Die Aktion*. Freiburg/München 1965, 406).

¹³ Vgl. J. Splett, *Gotteserfahrung* (s. Anm. 6) 116–118.

¹⁴ Sein Sohn offenbart dies, indem er uns mit sich speist (statt daß der Mensch die Gottheit durch sein Opfern nährt) bzw. indem er (so die Eucharistieinterpretation bei Joh) uns die Füße wäscht.

Dies nun fordert, drittens, Gott selbst als bezüglich und als Entsprechung zu denken, nicht als schweigendes Unum, das erst in der Schöpfung Wort würde, sondern in sich als Gespräch. Wobei jetzt nicht entfaltet werden kann, inwiefern dieser innere Austausch (bereits philosophisch) statt als Zwiegespräch als Drei-Gespräch und Drei-Spiel bedacht werden muß, soll seine Göttlichkeit bewahrt bleiben – und jene freie Freigebigkeit, dank deren „es“ die Welt und uns gibt, weil der dreieinige Gott „Mitliebende will“ (Duns Scotus)¹⁵.

Christi Schwachheit

Doch sei dem Philosophen – vor seinem eschatologischen Ausblick – ein christologischer Exkurs gestattet: zur Macht der Ohnmacht, der Stärke der Schwäche von Gottes Gnade nicht erst in uns, sondern in ihm selbst (insofern er sich uns offenbart): in seinem Sohn¹⁶.

In der Schwäche, hieß es, wird das Leben mächtig. Im Gehorsam seiner Lebenshingabe, bezeugt der Glaube, habe Jesus uns erlöst. In welchem Ausmaß lassen Christen hier den Ernst der Schwäche zu?

Bezeichnend die Bilder des Unterweltabstiegs, in denen Christus als Sieger die Pforten der Hölle aufsprengt. Demgegenüber wäre mit Hans Urs von Balthasar das Karsamstagsgeheimnis als das des wirklichen Totseins zu meditieren¹⁷.

Dessen Fruchtbarkeit nun bezeugt mit geheimnisvoller Eindringlichkeit das vierte Evangelium: „...einer der Soldaten stieß mit der Lanze in seine Seite, und sogleich floß Blut und Wasser heraus. Und der, der es gesehen hat, hat es bezeugt, und sein Zeugnis ist wahr. Und er weiß, daß er Wahres berichtet, damit auch ihr glaubt.“ (19, 34f) Hier geht es nicht bloß gegen Gnosis und Doketen um den wirklichen Tod, sondern um das Leben aus diesem: um Taufe und Eucharistie, den belebenden Geist (vgl. Joh 7, 37–39) – um das „große Geheimnis“ (Eph 5, 23–32) der Kirche; in der Sprache der Väter und der alten Kunst gesagt (die den Gekreuzigten mit geöffneter Seite und offenen Augen zeigt): um die Geburt der neuen Eva aus der Seite des schlafenden göttlichen Adam¹⁸.

¹⁵ Vgl. J. Splett, *Freiheits-Erfahrung*. Frankfurt 1986, 93–95, 322–324.

¹⁶ Vollends ins Abgründige kämen wir bei Betrachtung dessen, was die Schwäche des Sohns für den Vater bedeute – und dies für die rein innere „Theodramatik“ (H. U. von Balthasar, bes. Bd. 4).

¹⁷ *Mysterium Paschale*. In: *Mysterium Salutis* 3/2, bes. 227–255. Bekanntlich ist der Karsamstag der einzige – bis auf das Chorgebet – liturgiefreie Tag.

¹⁸ Dazu H. Schade, *Der „Traum Adams“ – das „Große Geheimnis“ (Eph 5, 32) von Liebe und Tod und die Erkenntnis des Guten und Bösen in der mittelalterlichen Kunst*. In: *Miscellanea Medievalia* 11 (1977) 453–488.

Empfänglichkeit

Wahrlich gibt's der Herr den Seinen und dem Seinen im Schlaf (vgl. Ps 127,2). Wie dem Adam die Eva – die er im Schlafe sah (denn Schlaf ist Ekstase), um sie dann erkennen zu können –, so Christus die Kirche, also uns, wie uns die leiblichen Kinder¹⁹ und nicht weniger die des Geistes.

Stärke, „Potenz“, Vermögen, Können..., welches Wort auch immer man wähle, ihrem Wesen nach ist Lebensmacht *Empfänglichkeit*. – Wird das erkannt, dann zeigt sich Gnade nicht mehr bloß als Ergänzung und Hilfe angesichts von Mängeln; als ginge es in Tat und Wahrheit doch darum, stark und mächtig zu werden – wenn nicht aus sich, dann eben dank eines anderen, gemäß jenem schönen Wort des Aristoteles (das Thomas von Aquin zum Gott-Mensch-Verhältnis zitiert): „Was wir durch unsere Freunde können, können wir gewissermaßen durch uns selbst.“²⁰ Es ist nun um anderes und um viel mehr zu tun: statt um Kraft-Fülle darum, erfüllt zu werden.

Kraft und Gnade als Hilfe benötigen wir just als Erkräftigung zum Empfangen. (In Gott ist die Kraft der Empfängnis der Geist – Anm. 15, S. 341.) Empfänglichkeit aber soll sein, damit gegeben werden könne. Im Gebe-Geschehen nun gibt nicht bloß der Geber, sondern auch und in eigener Weise jener, der empfängt. Was hier *herrscht*, um nochmals den Eingangsbegriff zu verwenden, ist wechselseitiges Empfangen, Austausch, gegenseitige Zuvor-kommenheit. Auch hier zeigt sich eine Steigerung, aber nicht mehr der Macht, sondern ent-sprechenden Sich-Verlassens, im Einlassen des Andern und Sich-Einlassen auf ihn. – Sind das nur Worte oder läßt es sich nicht immer wieder in geglückten Stunden erfahren? Erfahren aber als Angeld (vgl. Eph 1, 14) eines „Endes ohne Ende“.

Um ein letztes Mal auf die Sprache zu hören: *Charis* meint im Griechischen Anmut, Zauber, Gnade, Freude, Dank. (Überrascht dieser Bedeutungsbogen nach dem Bedachten?) Unser altes Wort „Huld“ faßt vielleicht noch am meisten davon. *Tikteîn* heißt – und nun ebensowenig befremdlich – sowohl (aus Empfängnis) gebären als auch (mit der Empfangenden) zeugen. So aufgeschlossen, mag für uns zum Ausgang der Besinnung eine Zeile Klang gewinnen, in der Sophokles sagt²¹:

„Huld nämlich ist es, welche Huld hervorbringt stets.“

¹⁹ Von ihnen spricht der Psalm sofort im Anschluß an das angeführte Wort. Vgl. dazu den Titelessay in: P. Eicher, *Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf*. München 1980.

²⁰ *Nikom. Ethik III*, 5 (1112 b25 – *Sth I-II* 5,3 ad 1).

²¹ „Charis charin gar estin he tiktous' aei.“ (*Aias* 522) G. Siewerth zitiert sie in seiner so schönen wie tiefen *Metaphysik der Kindheit*. Einsiedeln 1957, 24.